

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 29 (1939)

Heft: 9

Artikel: Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]

Autor: Laedrach, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637355>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

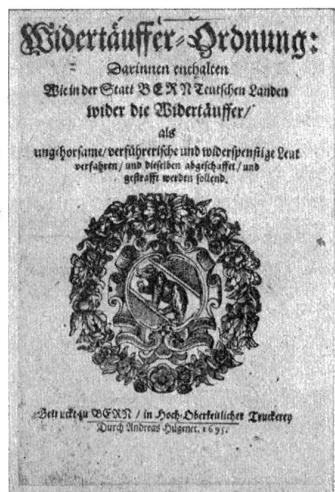


Passion in Bern

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

7

„Oder von uns!“

„Nein, du Schelm, oder vom Benner.“

Christen ging nun endlich die Gasse hinauf; überall standen Gruppen von Leuten herum, die von den Vorgängen im Rathaus redeten; aber niemand wußte etwas Bestimmtes.

An der Kreuzgasse und auf dem Rathausplatz war es ganz schwarz von dem vielen Volk; die Stadtwache hatte Mühe, die breite Rathausstreppe freizuhalten.

Jetzt ging oben die Türe auf, der Weibel im schwarz-roten Mantel erschien und hinter ihm kam, wer war's? Ja, er war's, noch aufrechter und fester als sonst, wenn dies schon fast nicht möglich schien. Und jetzt brach ein vielhundertstimmiges Beifallsgechrei aus, wie man es in dieser stillen Stadtdecke schon lange nicht mehr gehört hatte.

Christen aber wurde es ganz heiß vor Angst; er wußte nicht, ob er seinem Herrn hier vor allen Leuten Glück wünschen oder ob er sich davon machen sollte. Da kam ihm das Brathuhn wieder in den Sinn, und so rasch ein etwas eingerosteter Rutschter und Bedienter sich drehen konnte, machte er rechtsumkehr, stürmte die Gasse hinauf und rannte in den kühlen Hausgang hinein, bis er vor der Küchentüre stand. Er riß sie auf und brüllte der erschrockenen Köchin ins Ohr: „Alles abverheit, das Huhn ist nicht für uns, der gnädige Herr ist zum Schultheißen gewählt!“

„Die Woche fängt gut an“, sagte die Köchin glückselig zu ihrem Herrn, der von der Buntstube heimgekehrt war, wo er die Glückwünsche zu seinem Aufstieg entgegengenommen hatte. „Wenn das unsere gnädige Frau selig noch hätte erleben dürfen!“, und mit dem Zipfel der Schürze wischte sie mit der Linken eine Träne ab, während sie mit der Rechten die kräftige Hand des Schultheißen drückte.

Von der Träne war nicht festzustellen, ob sie der Trauer galt, daß die selige Frau Johanna Willading geborene Effinger nicht mehr da war, oder der Freude, daß sie der Barbara Zybach das Feld des Schultheißenhaushaltes allein überlassen hatte.

Der Schultheiß, dem jede Nahrung in der Seele zuwider war, untersuchte es nicht lange, sagte nur kurz: „Hoffentlich hört sie auch gut auf und habe ich bis zum Wochenende auch schon etwas erreicht für unsere alte Stadt Bern.“

„Das wird dem gnädigen Herrn Schultheißen gewiß gelingen“, sagte die Haushälterin, während der Herr Willading schon die Treppe hinauf in sein Kabinett schritt und die Türe hinter sich zuschloß. Dort saß er in seinem breiten Ledersessel und schaute starr vor sich an die Wand.

Dort hingen in goldenen Rahmen die Bildnisse seiner drei

Chegefährtinnen, der Anna Margarete Tribolet, der Mutter seiner einzige noch lebenden Tochter, der Anna Stürler, die zwölf Jahre mit ihm geteilt, und der Johanna Effinger, die mit ihm am Grabe des einzigen Sohnes gestanden. Welcher von ihnen die Ehre der Frau Schultheißen am ehesten zukäme?

Er schaute von einem Bildnis zum andern und überlegte und kam zu keinem Schluß, und schließlich fand er, daß eine solche Fragestellung ganz falsch sei.

Als Ehrenamt wollte er die Schultheißenwürde nicht auffassen, sondern als Arbeit für die Baterstadt, das geliebte Bern, das seit bald zweihundert Jahren nicht die Stellung einnahm, die ihm zukam im Bunde der Eidgenossen. Nun er die erste Stelle der Republik erreicht, zunächst am Steuer saß, wollte er mit kräftigem Druck das Schiff hinausführen aus dem toten Wasser, in dem es festgefahren war.

Es sollte nicht mehr vorkommen, daß ein Berner Landvogt um des Friedens willen an der Luzernergrenze in einem fort nachgeben mußte. Seine Jahre als Vogt von Aarwangen kamen ihm wieder in den Sinn. Einträglich war das Amt gewesen; aber Alerger über Alerger hatte es zu schlucken gegeben.

Entweder machten die Solothurner den Berner Fischern Schwierigkeiten in der Aare, oder dann schrieben die Luzerner einen arroganten Brief nach dem andern ins Schloß, wenn die Langenthaler Bauern ein altes Wildschwein, das ihnen die Rübenäcker verwüstete, drei Schritt über die Grenze hinaus verfolgten.

Und was sich die Luzerner ihres Klosters St. Urban wegen alles erlaubten! Mit welcher Kniffigkeit sie ständig alte Klosterrechte ausfindig machten, die ihnen auf Bernerboden Einkünfte verschaffen sollten!

Und wie trieben sie es in den ennetbirgischen Vogteien? Was ein bernischer Vogt angeordnet, wurde mit Sicherheit von seinem katholischen Nachfolger richtig erklärt.

Und wie verstanden es die lieben freiburgischen Nachbarn, im katholischen Auland die bernischen Offiziere auf die Seite zu stellen, und die von Uri und Schwyz waren um kein Haar besser!

Man war machtlos gegen sie; denn brachte der bernische Gesandte eine solche Angelegenheit auf der Tagssitzung zur Sprache, dann hieß es einfach: Mehren wir es ab, und hohnsächelnd zählten sie ihre katholischen Stimmen, gegen die Bern mit Zürich und Glarus nicht aufkommen konnte, selbst wenn die reformierten Basler und Schaffhauser mitgestimmt hätten, die sitzen bleiben mußten, wie es ihnen ihr Bundesbrief vorschrieb.

Und dabei hatten sie alle zusammen nicht soviele Soldaten, wie das einzige Bern!

Willading sprang auf. Die Zurücksetzung sollte man sich weiterhin bieten lassen?

Seine Unterlippe, die ohnehin etwas vorstand, hob sich und preßte die schmale Oberlippe ganz zusammen. Mit zusammengekniffenen Augen schaute er unter schweren Lidern auf die breite Gasse hinaus, die oben vom Zeitglocken troßig geschlossen wurde und unten mit einer prachtvollen Biegung ihrer gleichmäßigen Häuserreihe den Blick aufhielt.

„Wo“, dachte er, „wo in der ganzen Eidgenossenschaft ist noch eine solche Stadt? Was wollen die inneren Orte mit ihren Dörfern oder Luzern und Zug mit ihren engen Winkeln, in denen unsreiner erstickt müßte?“

„Ja“, lächelte er spöttisch, „was ist selbst Zürich dagegen! Und die Dörfer regieren uns, und Zürich steht obenan in der Reihe! Aber daß dies nicht so weiter gehen soll, das verspreche ich, der Schultheiß Johann Friedrich Willading!“

Jetzt mußte einmal die feste Hand gezeigt werden, die Gelegenheit wartete schon lange.

Seit Jahren stritt sich der Abt von St. Gallen mit seinen reformierten toggenburgischen Untertanen, die nicht länger unter örtlicher Knechtschaft leben mochten und den Gehorsam und die Frondienste verweigerten.

Der Abt erkannte aber weder ihr Landrecht noch ihre Selbstverwaltung an und fand dabei die Zustimmung der katholischen Orte. War es aber nicht im bernischen Interesse, wenn dort drüben ein freies, reformiertes Toggenburg entstand?

Es wäre die fehlende Verbindung mit der reformierten Stadt St. Gallen, mit dem reformierten Appenzell und den evangelischen Herrschaften im Rheintal und über sie hinaus mit den Graubündnern. Wenn Bern bis jetzt sich nicht offen dafür eingesetzt hätte, so lag die Schuld nur daran, daß man bis heute die ganze Ausmerksamkeit gebraucht, um Neuenburg von Frankreich zu lösen und, grimmig gestand es sich Willading, weil er bis jetzt noch nicht in der Stellung gewesen, die ihm ein schärferes Zugreifen erlaubte. Der verstorbene Schultheiß Sinner war zu alt gewesen, um für die Toggenburger kräftig aufzutreten, und vom Schultheißen von Graffenried, der mitregierte, war ein Eingriff gar nicht zu erwarten. Der war zu ängstlich und fürchtete jeden sauren Wind, geschweige das Rattern der Kanonenräder in den gepflasterten Gassen!

Aber die Kanonen mußten doch einmal hinaus an die frische Luft, und der Stückgießer Mariß goß mit Vergnügen einige neue Batterien mit dem bernischen Wappen auf den Rohren.

Gewiß, bevor man kräftig zugriff, hieß es wohl die militärische Ausrüstung genau zu untersuchen und auf die Höhe zu bringen, daß es nicht wieder ging wie vor fünfzig Jahren!

Aber was half die beste Ausrustung, wenn die Leute nichts wert waren, wenn sie davonsieben wie bei Billmergen, oder wenn sie nicht einmal einrücken, wie die Wiedertäufer!

Willadings hohe Stirn röte sich und seine Augen an der Schläfe schwoll an. Unbeherrscht schlug er auf den Tisch. „Die Wiedertäufer“, sagte er grimmig, „wie hat mein Vater in der Täuferkammer sich mit dieser Landplage herumgeschlagen, und was hat er erreicht? Man hat sie gemahnt und gestrafft, man hat freundlich auf sie eingeredet und hat sie gebüßt und verbannt, und immer noch ist die Pest im Land, wie ich ja kürzlich selber erfahren habe. Hier muß man anfangen; diese Staatsfeinde müssen zuerst fort, bevor man dem Staate Bern die ihm gehörende Stellung erkämpfen kann!“

Ein paar Tage später ging der Schultheiß Willading vom Rathaus nicht gleich heim. Der Kopf schmerzte ihn, weil er letzte Nacht zulange nicht von der Kanzlei heimgekommen war, und weil aus der verwirrenden Fülle der Staatsgeschäfte das eine immer bedrohlicher heraus ragte und die gespannteste Aufmerksamkeit verlangte: Der Abt von St. Gallen hatte plötzlich entdeckt, das Toggenburg sei ein altes Reichslehen und der Kai-

ser infolgedessen der gegebene Schiedsrichter für seinen Streit mit den Untertanen.

Eine kaiserliche Einmischung aber konnte kein aufrechter Schweizer dulden, nicht einmal die Katholiken der inneren Orte schätzten diesen äbtischen Fund.

Wozu hatte man im Schwabenkriege gesiegt? Mit allen Mitteln mußte man verhüten, daß des Kaisers fremde Hände sich einmischten. Sollte man geschwind, bevor die schwerfälligen kaiserlichen Truppen da waren, mit einem gewaltigen Aufgebot bernischer und zürcherischer Soldaten den Abt einschüchtern und zum Nachgeben zwingen? Nein, dazu war es zu früh. Die letzten Nachrichten vom Schwiegersohn, dem Generalleutnant von Erlach, ließen deutlich erkennen, daß die kaiserliche Armee noch durchaus nicht ermüdet war im Kampfe mit den Franzosen, und daß das Spiel mit den Waffen gefährlich werden konnte!

Und dann immer noch die Wiedertäufer!

Nachdenklich schritt der Schultheiß zum Münster hinüber, um vor dem Mittagessen noch einige Schritte im Freien zu gehen.

Da traf er den Dekan Bachmann, der eben vom Münsterplatz nach seiner Wohnung an der Herrengasse zurückkehrte.

Der Schultheiß war nie sehr kirchlich gesinnt gewesen; aber heute blieb er doch stehen und grüßte den greisen Münsterpfarrer etwas herablassend, fand aber augenblicklich den richtigen Ton wieder, als er die ehrfurchtbeischenden, scharfen Züge des Dekans und seine lebhaften, blauen Augen sah.

„Ich bedaure nur, Herr Dekan“, sagte er ihm, „daß Eure Gänge nicht über die Stadt hinaus in die emmentalischen Berge und Gräben ausdehnen könnten, um mit Eurem scharfen Blick in alle Schlupfwinkel der Wiedertäufer hinein zu leuchten und ihre Nester auszunehmen; oder doch wenigstens Eure Amtsbrüder zu verschärfter Aufsicht anzuverufen.“

„Das braucht es gar nicht, Herr Schultheiß“, erwiderte der Dekan. „Ein Wink an Eure Amtleute, die in der Durchführung des leßtjährigen Täufermandats laut geworden sind, würde vollkommen genügen. Da aber die Täufer neben ihrer schlimmen auch noch eine gute Seite haben, die Amtleute auf dem Lande draußen erkennen sie besser als wir hier in der Stadt, so wird mit einer gewissen Berechtigung immer Nachsicht geübt.“

„Ihr wollt doch nicht . . .“

„Bewahre nein, Herr Schultheiß, ich will den Amtleuten nicht die alleinige Schuld zuschieben! Meine Amtsbrüder sind unbedingt mitschuldig, doch fürchte ich, wir fielen an ihrer Statt in den gleichen Fehler.“

„Ihr schon, aber ich nicht“, sagte Willading fast; „aber ich begreife, Ihr seht in diesem täuferischen Ungeziefer immer noch einen mißrateten Christen, während ich nur den gefährlichen staatsfeindlichen Untertan sehe.“

„Gewiß halte ich dafür“, sagte der Dekan, „daß sie im Fundamente der Religion mit uns eins sind, und ihre Glaubenspunkte sind nicht so beschaffen, daß die Leute von uns am Leben gestrafft werden könnten, wie es ja unsere fürsichtige Obrigkeit seit langem erkannt hat.“

Der Schultheiß blieb betroffen stehen. „Daß sie im Fundamente der Religion mit uns eins sind?“, wiederholte er nachdenklich. „Herr Dekan, Ihr . . .“ Er kam nicht weiter, ein plötzlicher Windstoß zwang ihn, nach seinem Barett zu greifen, das ihm beinahe fortgeweht worden wäre. „Es ist Zeit, heimzukehren“, fuhr er fort, das Barett zurecht rückend, „aber ich lege Wert darauf, Eure Ansichten über die Wiedertäufer genauer kennen zu lernen. Seid Ihr morgen nachmittag frei, so erwarte ich Euch um fünf Uhr bei mir zu Hause.“

„Ich werde mich einrichten und stehe zu Euren Diensten, Herr Schultheiß.“

Am andern Tage wurde der Dekan in des hohen Magistraten Kabinett geführt, wo er den Schultheißen über einem Stoß von Briefen antraf.

Mit jugendlicher Raschheit stand Willading auf und geleitete seinen Gast zum hohen Lehnsstuhl in der Fensternische und setzte sich ihm gegenüber.

Das Abendlicht flutete gedämpft in den braungetäferten Raum, dessen Türsturz reich geschnitzte Fruchtgehänge aufwies, ein Symbol des Erfolges der Familie Willading, deren Stammvater als Metzgermeister nach der Stadt gekommen war, wie aus dem Wappen, das aus einer farbigen Scheibe leuchtete, noch klar hervorging. Ein schwarzer Ochse drohte aus silbernem Schild mit blutigem Rand, und der emporgetriebene Staatsmann schämte sich des bescheidenen Schildes nicht, nur Hörner und Klauen des schwarzen Tieres hatte er in Gold verbessern lassen.

„Ihr gestattet“, begann der Schultheiß, „daß wir gleich auf unser unterbrochenes Gespräch zurückkommen.“

Im Fundamente ihres Glaubens seien unsere Staatsfeinde mit uns eins, sagtet Ihr. Nun, was ist denn eigentlich ein Täufer?“

„Da kann Euch wohl niemand besser Antwort darauf geben als der Pfarrer Thormann von Lüzelßlüh“, begann der Dekan, „der hat vor ein paar Jahren ein Buch darüber geschrieben, und ich habe es mitgebracht.“

Mit diesen Worten zog er ein sehr handliches Manuskript aus den Falten seines schwarzen Gewandes.

„Es ist der Probierstein oder die schriftmäßige und aus dem wahren innerlichen Christentum hergenommene gewissenhafte Prüfung des Täufertums.“

Er schlug es auf und begann:

„Also stehen die Täufer in den Gedanken, geben auch vor offenklich, daß seye und heiße recht fromm und ein rechter Christ seyn, steif halten ob allen denen Stücken, darinnen die täufische Religion von unserer unterschieden: als da sind:

Nicht zur Predigt gehen um der vielen Sünderen willen, die dahin kommen; nicht mehr zur Kirch und zum Abendmahl kommen mit uns; ein Nebend-Kirch aufrichten, die Kinder nicht lassen taufen; nicht schwören oder einen Eid tun wollen; nicht rechtfertigen, nicht kriegen; keine Ehrenämter und Obrigkeitstellen bedienen; keine Kragen um den Hals tragen, nichts Gebräutes tragen oder von Spitzenwert, oder sonst, was unter dem Landvolk für Hoffart und Kleiderpracht geachtet wird.“

Der Schultheiß nickte verächtlich mit dem Kopf und machte mit dem Arm eine abwehrende Bewegung, indem er seinen mit Spitzen verzierten Ärmel ansehnte; der Dekan aber fuhr fort:

„Langsam reden, mit leiser, niederrächtiger Stimme singen und die Augen nieder sich der Erden zu darmieder geschlagen haben, der Herrschaft sich nichts annehmen und nichts mit ihr zu tun haben:“

Die Prädikanten äußersten Fleisches meiden und fliehen, sich des Wirtshauses und der Tauf- und Hochzeitsmähler so weit möglich entzüglich; nicht viel zu Markt gehen, nicht viel grüzen, markten, handeln und schachern; willig seyn zum Leyden und was dergleichen Dinge mehr sind; fähig und tüchtig, ihrem Leben einen feinen Schein vor den Menschen zu geben, den Schein eines eingezogenen, ehrlichen, frommen Wandels.

In diesen Dingen sind die Leute sehr beschäftigt und halten zur Verwunderung sehr steif ob denselben.

Und wie steifer und fester jemand darob hältet, wie ein besserer Täufersmann und guter Christ er angesehen ist, wie die alle wohl wissen, die mit ihm umgehen: wer dem nachkommt, der ist ein guter Christ.“

Der Schultheiß lachte spöttisch auf: „Wenn diese Leute nur die Wirtshäuser meiden und langsam und mit leiser, niederrächtiger Stimme singen und keine hoffärtigen Kleider trügen, so würde ich ihnen dies durchaus nicht übel nehmen.“

Ja, ich würde noch weiter gehen und ihnen auch durchlassen, daß sie die Prädikanten meiden und nicht zur Kirche gingen, denn sie haben recht, es kommen dort viele Sünder zusammen!“

„Das kann nicht Euer Ernst sein, Herr Schultheiß“, wandte der Dekan entsezt ein, „wenn die Obrigkeit so denkt, so hätten wir kein Recht mehr, sie bekehren zu wollen.“

„Halt, halt“, begütigte der Schultheiß, „es sind noch einige andere Artikel gewesen: Keine Ehrenämter bedienen, keinen Eid tun wollen, nicht kriegen; das langt nun vollkommen, daß wir sie nicht unter uns dulden dürfen.“

Wer keine öffentlichen Aemter annehmen will, kehrt dem Staat den Rücken; wer gar den Militärdienst verweigert, erklärt sich als Landesfeind, für den wir keinen Platz mehr unter uns haben. Und nun habt Ihr aber erklärt, daß die Lezköpfe im Fundament der Religion mit uns einig seien? Davon merkte ich noch nichts!“

„Gewiß ist es so; denn ihr erster Artikel enthält die Worte:

„So bekennen wir mit dem Munde und glauben mit dem Herzen samt allen Frommen nach Laut der Heiligen Schrift an einen einigen, ewigen, allmächtigen, heiligen, gerechten, barmherzigen, vollkommenen und unbegreiflichen Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist.“

„Ja“, gab der Schultheiß spöttisch zu, „für dieses Bekenntnis könnte man sie allerdings nicht verbannen, noch weniger zum Tode verurteilen, wie es unsere Vorfahren im Rat getan haben, die freilich damals mit der Kirche noch in einem engeren Verhältnis standen, als wir heute.“

Der Dekan trat nicht ein auf den Hieb, der sich nur auf das persönliche Verhältnis Willadings zur Kirche beziehen konnte und für die meisten andern Ratsherren keine Geltung hatte.

„Gewiß nicht“, pflichtete er bei, „obschon es unsere Kirche nicht für sich annehmen könnte.“

„Warum denn nicht? Ich für meinen Teil habe keinen Pferdefuß darin entdeckt.“

„Weil es andeutet, daß die Täufer nur eine Gemeinschaft der Frommen und keine allgemeine christliche Kirche anerkennen. Ihre Absonderung beginnt schon hier; und wenn sie sich nicht einmal der Kirche anschließen und unterordnen können, so ist es ihnen dem Staat gegenüber noch viel weniger möglich.“

Die Kirche aber sucht sie mit christlicher Geduld zurückzuwünschen, während der Staat die Geduld nicht kennt und nicht kennen darf, weil die Kirche ewig, er aber zeitbegrenzt ist.

Da er aber nicht so dauerhaft ist wie die Kirche, so ist er auch schwächer, und diese Schwäche gesteht er ein, indem er gegen die Außenstehenden viel schärfer vorgeht, als es die Kirche tun würde.“

Der Schultheiß horchte auf.

„Gewiß“, fuhr der Dekan fort, „es ist so. Vor zweihundert Jahren, als unsere reformierte Kirche begründet wurde und noch nicht erstarkt war, mußte sie den Kampf gegen die Täufer aufnehmen in enger Verbindung mit dem Staat. Und wieder taten sich Staat und Kirche zusammen in den Zeiten der Gegenreformation, als Philipp von Spanien die reformierten Niederlande vernichten wollte, und als er mit seiner stolzen Armada England den Untergang schwor, während der mailändische Kardinal in unserem Lande herumzog und die Katholiken zum Borromäischen Bunde zusammenschloß.“

Da waren Staat und Kirche noch einig in den strengen Maßnahmen gegen die Täufer.

Anders aber wurde es, als nach dem Dreißigjährigen Kriege unser Glaube wenn nicht siegreich, so doch gefestigt und anerkannt stand.“

„Was soll denn da geändert haben?“, fragte Willading, „ich habe nie gehört, daß die Kirche damals das sekterische Wesen der Starrköpfe gebilligt hätte.“

„Das hat sie nie getan; aber als nach dem großen Krieg in unserem Lande der Bauernkrieg ausbrach und den Täufern einen gewaltigen Zuwachs brachte, hat die Kirche gefühlt, daß sie viel weniger bedroht war als der Staat, und deswegen immer zur Milde geraten.“

Es hat sich deswegen mancher meiner Amtsbrüder vor fünfzig Jahren einen scharfen Verweis zugezogen; aber ihr Ein-

stehen hat doch den Erfolg gehabt, daß kein Täufer mehr ertränkt und keiner mehr mit dem Schwerte gerichtet wurde.

Und als der allerchristliche König Ludwig von Frankreich immer größere Unruhe in die Welt brachte, und der Krieg immer näher gegen unsere Grenzen rückte, die Pfalz verwüstet wurde und unsere Republik sich wieder bedroht fühlte, da erneuerte sie die Mandate wider die Täufer, die durch ihr Beiseitzen das Wehrwesen schwächen; aber wieder rät die Kirche zur Milde und tut es auch jetzt, wo der Weltkrieg um unser Land loh."

„Ha“, lachte Willading bitter, „Ihr gebt also offen zu, daß die Täufer hingerichtet wurden, als Staat und Kirche gemeinsam bedroht wurden. Seit es aber nur noch dem Staat an den Hals geht, rät die Kirche zur Milde, und die Folge ist, daß man die Täufer gelinder behandelt, und es keinem mehr ans Leben geht.“

„Jetzt kann aber ein Kind beantworten, wer die früheren Täuferhingerichtungen auf dem Gewissen hat!“

„Ich will es nicht beschönigen“, gab der Dekan zu.

„Und ich“, sagte der Schultheiß hart, „sehe den Staat vor großen Gefahren, die ihm von innen und von außen drohen, die wohl größer sind als alle, die er seit Jahrhunderten durchgemacht.“

Die zwingen ihn, seine Gegner fest anzupacken und sie, wenn nötig, wieder dem Nachrichter zu überliefern; auch wenn wir dabei die Hilfe der Kirche nicht haben sollten, ja, auch wenn sie sich gegen den Staat auflehnen sollte. Doch hoffentlich wird sie uns nicht in den Rücken fallen!

„Nein, mein verehrter Herr Dekan, eine weitere Nachsicht ist nicht mehr am Platze. Nicht seines Glaubensbekenntnisses wegen, nicht seiner Fußwaschungen und Erwachsenentaufen wegen, die mich kalt lassen; aber seiner Staatsfeindlichkeit wegen müssen wir gegen diesen Landesfeind scharf vorgehen!“

Wenn aber die Kirche, in ihrem eigenen Interesse, die Reiter durch scharfsinnige Belehrungen zur Umkehr bringt, so daß auch der Staat nichts mehr gegen sie einwenden kann, wenn der letzte Täufer hinter dem Kalbfell an die Grenze marschiert, weil ihm der Prädikant bewiesen, daß man der Obrigkeit untertan sein soll, die Gewalt über ihn hat, dann hat sie ihre Pflicht getan und zugleich dem Verdrehten den besten Dienst erwiesen, der sonst ohne Gnade nach der Botschrift der Mandate das Land verlassen muß. Er kann aber auch auf eine Galeere.“

Dem Dekan blieb ein Einwand im Halse stecken, denn der Schultheiß sprang mit den Glockenschlägen des Zeitglockenturms auf und sagte in verbindlichstem Tonfall: „Ihr entschuldigt, Herr Dekan, daß ich hier unsere Besprechung unterbreche; der fürstäbtische Gesandte ist noch hierher bestellt. Ich bin Euch aber für Euer Erscheinen sehr dankbar und hoffe gern, daß Ihr nach Möglichkeit mithelfet, unser Land von der Wiedertäuferei zu erlösen!“

Ein paar Tage später erschien der Schultheiß nach der vormittäglichen Ratsitzung noch in der Kanzlei.

„Herr Ratschreiber, mir liegt sehr daran, daß die Beschlüsse des Rats, die die Wiedertäuferei angehen, richtig durchgeführt werden; deshalb möchte ich die Eintragung im Ratsprotokoll noch einmal nachlesen. Sie sind doch schon eingetragen?“

„Gewiß, gnädiger Herr, hier sind sie; zuerst, was die Kanzlei an die Geistlichen, hernach, was sie an die Amtleute zu schreiben habe.“ Der Ratschreiber nahm das dicke Manual und legte es vor den Schultheißen:

Der Herr Willading setzte sich an eines der Pulte, zog ein Leseglas aus der Rocktasche und las die beiden Seiten langsam durch:

„Bettel an meine Herren, die Geistlichen.“

In Gutheizung der durch die konsultierten Mittel um Abschaffung und Zurückhaltung der im Emmental überhand nehmenden Sect seind ihr Gnaden mit ihrer Erkanntnuß dahin gefallen, daß die Lehrer in Versicherung genommen, all-

har gebracht und an ein sonderbar Ort, da sie der Seelen und des Leibs halben versehen werden, eingesperrt und mit Beten und Erklärung des göttlichen Worts zu bekehren versucht werden.“

Und dieweilen die Täufer sich nicht unbillig über die Mängel der vorgesetzten, sonderlich über die verschafften Prädikanten ärgern und Anstoß nehmen, sollen sie dieselbigen von föllichem ärgerlichen anstößigen Wesen mit Fressen und Saufen und Schwören abmahn.

Für die Landvögte aber hatte der Ratschreiber notiert:

„An die deutschen Amtleute.“

Die fleißige Verlesung des Mandats des Fluchens und Schwörens halben anbefehlen; dazu das Verbot des Wirtens und Weinverkaufens durch die Amtleute und Prädikanten aufstricken.

Trachselwald, Signau, Brandis, Burgdorf, Alarburg und Lenzburg sollen sich auch insgeheim und vorsichtig nach den Lehrern erkundigen und dieselben Ihren Gnaden namhaft machen.

„Es ist richtig“, sagte der Schultheiß, nachdem er die Notizen fertig gelesen hatte, „sind die zu verfassenden Schreiben auch schon bereit?“

„Nein, soweit sind wir noch nicht; doch habe ich den Brief an die Amtleute im Emmental schon aufgesetzt, unser Volontär, der Herr Gabriel von Wattenwyl, braucht nur noch die Anreden dazu zu schreiben und ihn zu kopieren.“

„Darf ich hören“, bat der Schultheiß, „wie das Schreiben lautet.“

Der Volontär las vor:

„Dieweil wir zu unserem schmerzlichen Bedauern vernehmen müssen, daß eben aus Mangel schuldiger Observation unserer Ordnungen, guten Gesetzen und Mandaten mit Gebbung allerley Aergernis im geist- und weltlichen Stand die irrite Sect der Wiedertäuferei je mehr und mehr zunehme, so ist uns auch um Abwendung der schweren Strafen Gottes desto mehr angelegen, daß dieselben gehorsamlich gehalten werden; mit Gesinnen an Dich, unterdessen Dich in Deiner Amtsverwaltung insgeheim zu erkundigen, was für Wiedertäuferei anzutreffen, wer dieselben und sonderlich die Lehrer mit Namen seyen, und wo dieselben sich aufzuhalten; dessen uns ohnverzogenlich zu verständigen.“

„Seyest damit Gott wohl empfohlen.“

„Recht“, sagte der Schultheiß, „kurz und gut; aber ist der letzte Satz nötig? Könnte man den nicht weglassen?“

„Wie Euer Gnaden wollen“, sagte der Volontär, und strich ihn durch.

Der Schultheiß verließ grüßend die Kanzlei, und der Ratschreiber erkundigte sich: „Was wollte er durchgestrichen haben?“

„Seyest damit Gott wohl empfohlen.“

„Eigentlich hat er recht“, sagte der Ratschreiber nachdenklich.

„Ja“, fügte der Volontär bei, „es ist unpassend, am Schlusse eines Briefes, der wieder Tausende unglücklich machen wird, die Amtleute Gott zu empfehlen. Führen sie den Befehl richtig aus, so hat der Teufel die größere Freude, und der Herr Schultheiß weiß das gut, darum möchte er den lieben Gott tatkundig beiseite lassen. Ich fürchte nur, Gott stehe in der ganzen Angelegenheit nicht sehr auf unserer Seite!“

„Ich muß Euch bitten, Herr von Wattenwyl, in den Räumen unserer Kanzlei jegliche Kritik an unsfern Vorgesetzten zu unterlassen“, mahnte der Ratschreiber. Darauf hörte man eine lange Zeit nur noch das Kritzeln der Federn auf dem etwas rauhen Papier.

Die obrigkeitlichen Mandate waren verschickt worden, die Amtleute und Geistlichen lasen sie und wußten, was sie zu tun hatten.

Der Pfarrer von Sumiswald aber schritt aufgeregt in seiner Studierstube auf und ab, die obrigkeitliche Verfügung in der Hand haltend.

„Von Bern aus gesehen ist das leicht“, sagte er. „Man gibt die Täufer dem Amtmann an, und die Obrigkeit wird für das Weitere sorgen, holt sie nach Bern und sucht sie zu belehren oder zu strafen. Aber eben, wo geht die Grenze durch zwischen Täufer und reformiertem Christ?“

Da ist mitten inne das große Volk der Halbtäufer. Sie kommen in die Kirche, ihre Kinder sind getauft; aber irgendwie stehen sie doch auf der täuferischen Seite, geben in ihre Versammlungen oder geben ihnen doch Unterschlupf.

Diese Grenze macht mir Mühe, trotzdem ich nun schon bald vierzig Jahre lang im Frühling und im Herbst und zwischen hinein das strenge Mandat in der Kirche verlese, daß jedes Kind die Stelle auswendig kennt.“

Er hob das Blatt auf und las:

„Wir wollen hiermit auch gleichen Ernstes angesehen und verboten haben, daß niemand, wer er auch sey, weder heimischen noch fremden Täufern, sie seyen ihnen verwandt oder nicht, weder Herberg noch Unterschlupf gebe; es seye zu ihren Versammlungen, Predigten oder zu anderem Aufenthalt, weder in Häusern, Scheuren noch Gütern. Auch im übrigen gar keine schriftliche noch mündliche Verständnis mit ihnen zu haben, oder in anderer Weise oder auf anderem Weg ihnen Vorschub an Geld, Nahrung oder dergleichen zu tun, weder heimlich noch öffentlich.“

Hingegen aber soll ein jeder der Unseren ernstlich ermahnt seyn, was sie von ihnen durch Schrift, Botenschicken oder von Mund vernehmen mögen, solches alsbald dem Oberamtmann vorzubringen und sich weiterhin dieser unserer Ordnung gemäß zu verhalten; alles bei Pein und unablässiger Straf von 100 Gulden.“

Er hielt inne und warf das Mandat von sich.

„Was soll ich jetzt mit der Frau im Kleegartenhäuslein? Getauft wurde sie, sie ist kirchlich getraut, ihre Kinder, wenigstens die beiden letzten, wurden ohne Aufforderung zur Taufe gebracht; aber in die Kirche kommt sie nicht und gibt wohl fortwährend diesem oder jenem Täufer Unterschlupf, wohl auch dem schlauen Bédi, den noch kein Mensch erwischte hat!“

Aber ihr Mann ist nicht Täufer, und ich hoffe immer noch, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß er sie noch auf unsere Seite herüberziehen möge.

Soll ich nun alle Hoffnung fahren lassen und sie als Täuferin angeben?

Soll ich ihn verklagen, weil er sie im Hause duldet?

Würde er nicht gleich zu der Sekte übertreten, sobald wir ihm das Leid antäten; denn sie ist daneben recht, und für die Familie wäre es der Untergang, wenn sie nach Bern in die Gefangenschaft geführt würde.

Gebe ich aber ihn an, dann kann ich wohl die halbe Gemeinde verklagen, denn wer hätte nicht schon einem Täufer in der einen oder anderen Art Dödach gewährt?“

Er seufzte tief auf.

Fortsetzung folgt.

Was haben wir zu verteidigen?

Von Dr. A. Jäggi. — Aus dem nächstens im Verlag Paul Haupt in Bern erscheinenden Buch „Kampf und Opfer für die Freiheit“. (Schluß)

Von den Aufgaben der Eidgenossenschaft und ihrer Daseinsberechtigung.

Die Eidgenossenschaft hat einmal vor aller Welt zu beweisen, daß sich staatliche Ordnung mit Demokratie und Zusammenleben von Angehörigen verschiedener Rassen und Sprachen vertrage. Das ist eine schwere Aufgabe, und wir wollen uns nicht so stellen, als ob sie uns nicht zuweilen Kopfzerbrechen verursachte; wir wollen unsere Lösungen den fremden Völkern auch nicht anpreisen. Findet trotzdem jemand etwas Gutes an ihnen, umso besser.

Erinnern wir uns hier ferner daran, daß wir wiederholt, z. B. im Dreißigjährigen, aber auch im Welt-Krieg, wie in einem idyllischen Paradies, wie auf einer Friedensinsel in einem brausenden Meere unser stilles Glück genossen. Diese unverdiente Gunst des Schicksals birgt eine überaus ernste Verpflichtung in sich, nämlich großzügig und selbstlos zu helfen und zuhindern, wenn über andere Völker und Staaten die furchtbaren weltgeschichtlichen Leiden hereinbrechen. Wir sind keine rechten Schweizer, wenn wir das nicht tun. Uebrigens rät uns schon die bloße politische Klugheit hiezu. Mitten im Weltkrieg, im Jahre 1917, mahnte ein Landsmann: „Generosität ist für die Schweiz keine unnütze Tugend. Denn sie bedarf vieler Nachsicht. Wenn Europa von einer solchen Geißel heimgesucht wird, wenn überall das Blut fließt; wenn so viele Millionen Familien in Trauer sind, so wird denen, die daheim in ungestörter Sicherheit leben, dieses Glück nicht leicht verziehen werden; und wir werden nie genug tun können, um dafür Verzeihung zu erlangen.“ — Verzeihung — das ist das zutreffende Wort. Es ist menschlich, daß in den Herzen der unermehlich leidenden Nachbarn zuweilen Neid und Gross gegen uns auffieß. — Haben wir genug getan? Hand angelegt haben wir; im Nachkriegselend strömte uns aus deutschen und österreichischen Städten Dank, heiher Dank ent-

gegen. „Die Schweiz ist das einzige Licht in der Trübnis.“ „Den Verzweifelnden ist das bloße Dasein der Schweiz ein Trost.“ „Es sollte bei uns sein wie in der Schweiz.“ So konnte man damals im Osten und im Norden unseres Landes hören und lesen. Nebenbei, wir haben uns auch an eine schwere Schuld zu erinnern, an die Valuta-Reisen und -Käufe. Sie sind nicht vergessen und kosteten uns nicht wenig an Sympathie. Machen wir gut, was gut zu machen ist!

Unsere Hilfe wirkt über die materielle Reichweite hinaus, richtet sie doch seelisch auf und hält die Hoffnung wach. Vermutlich ist sie aber für uns selbst wichtiger als für die andern; denn sie bietet Gelegenheit, den Opfersinn zu betätigen. Sie befreit das vornehme Empfinden von den lähmenden Skrupeln, inmitten eines Weltelends das spießbürglerische Leben eines begünstigten Verpründeten zu führen. Unser nationales Selbstbewußtsein, unsere nationale Selbstachtung und damit auch unser nationaler Verteidigungswille hängen mit ab von dieser unserer internationalen Opferbereitschaft, die sich nicht in den Dienst der politischen Demonstration stellen, sondern einfach menschlicher Not beistehen soll und will. Es gilt, diesen wahrhaft vaterländischen und eidgenössischen Sinn unserer Hilfsbereitschaft wieder zu entdecken, ganz abgesehen von der Berechtigung des immer gültigen humanen Rufes: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“

Ein Anderes. Die Schweiz ist neutral und will und soll grundsätzlich auf jede Erweiterung verzichten. (Es ist gut, daß uns 1919 das Vorarlberg nicht angegliedert worden ist.) Sie kommt den Großmächten gegenüber darum weder als Feind noch als Bundesgenosse in Frage, vorausgesetzt, daß man ihre Neutralität achtet. Sie bildet also einen beruhigenden Faktor im europäischen Völkerleben und leistet dem Frieden einen Dienst, wie ein kleinstaatliches Europa überhaupt friedlicher wäre als das großstaatliche.